

# Mattscheibe – als das Fernsehen seinen Geist aufgab

JÜRGEN BERTRAM

Nein, ich beginne meinen Vortrag über den Zustand des öffentlich-rechtlichen Fernsehens nicht mit kräftigen Zitaten aus den vielen, vielen Generalabrechnungen im deutschen Feuilleton, sondern mit Worten Friedrich Schillers. Dieser große Aufklärer hat nämlich zu unserer Thematik schon vor einigen Jahrhunderten etwas sehr, sehr Kluges gesagt. Ich zitiere aus seinen Erläuterungen zu seinem Stück *Die Braut von Messina*:

*„Es ist nicht wahr; was man gewöhnlich behaupten hört, dass das Publikum die Kunst herab zieht; der Künstler zieht das Publikum herab, und zu allen Zeiten, wo die Kunst verfiel, ist sie durch die Künstler gefallen. Das Publikum braucht nichts als Empfänglichkeit, und diese besitzt es. Es tritt vor den Vorhang mit einem unbestimmten Verlangen, mit einem vielseitigen Vermögen. Zu dem Höchsten bringt es eine Fähigkeit mit; es erfreut sich an dem Verständigen und Rechten, und wenn es damit angefangen hat, sich mit dem Schlechten zu begnügen, so wird es zuverlässig damit aufhören, das Vortreffliche zu fordern, wenn man es ihm erst gegeben hat.“*

Ersetzt man das Wort „Künstler“ durch den Begriff „Fernsehprogramm“, stößt man auf den Kern der aktuellen Problematik. Je mehr man den Zuschauer mit Kitsch, Idyll, flachem Entertainment ködert und zumüllt, desto schneller büßt er die Fähigkeit zur Reflexion ein – und dies ist angesichts so komplexer Vorgänge wie der Globalisierung, der Vir-



tualisierung der Finanzmärkte oder des Klimawandels ein Vorgang von großer gesellschaftlicher Bedeutung. Um seine ganze Dimension zu begreifen, muss man zurückblicken auf die Entwicklung des gebührenfinanzierten Rundfunksystems.

Ich meine, dessen historische Wurzeln werden bei der gegenwärtigen Diskussion um die Qualität des Programms zu wenig beachtet. Ich bin überzeugt davon, dass die Geschichte dieses Systems den meisten von Ihnen bekannt ist. Dennoch kann es auch in diesem Rahmen nicht schaden, ihre Etappen noch einmal Revue passieren zu lassen.

Die Wiege des öffentlich-rechtlichen Rundfunks, zu dem sich später das Fernsehen gesellt, steht in Hamburg an der großbürgerlichen Rothenbaumchaussee. Dort übernehmen im Frühjahr 1945 kurz vor der deutschen Kapitulation britische Offiziere das Funkhaus, das zuvor den Nationalsozialisten als Hort der Propaganda diente. Mit dieser unseligen Tradition soll ein- für allemal gebrochen werden, der Rundfunk eines der Elixierere der demokratischen Erneuerung sein.

Am 1. Oktober 1946 wird ein Mann

mit den Ämtern des höchsten Kontroll-offiziers und Generaldirektors betraut, der sich als journalistischer Glücksgriff erweist. Er heißt Hugh Carleton Greene, ist genauso weltmännisch wie sein Bruder, der Schriftsteller Graham Greene, und als ehemaliger Leiter des deutschsprachigen Dienstes beim britischen Renommier-Sender BBC weiß er, dass zu einem anspruchsvollen Programm auch eine entsprechende Programmatik gehört.

Unabhängig, so sein Credo, kann die neue Anstalt nur bleiben, wenn sie sich politischem und ökonomischem Druck konsequent verweigert. Es ist eine dezidierte Absage an den Proporz und den Profit. Die privatwirtschaftliche Nutzung der Publizistik überlässt man in einer bewussten Arbeits- und Marktteilung den Zeitungsverlegern. Greene ist kein Einzelkämpfer. Auch in einem Konzept für das Rundfunkwesen in den Gebieten, die von den Amerikanern kontrolliert werden, heißt es: „Es wird sich nicht den Wünschen irgendeiner Partei, irgendeines Glaubens oder irgendeines Bekenntnisses unterordnen. Es wird weder direkt oder indirekt eine Schachfigur der Regierung.“

Seine Signale nach außen verbindet der britische Chefkontrolleur Greene mit Botschaften an seine deutschen Mitarbeiter. Schon in seiner Antrittsrede weist er ihnen ein hohes Maß an Eigenverantwortung zu. „Ich selbst“, verkündet er, „bin hierher gekommen, um mich überflüssig zu machen.“ Mehr noch: Der Repräsentant der Besatzungsmacht fordert die Journalisten auf, gegenüber ihren Vorgesetzten, also auch den britischen Aufpassern, „eine gewisse Respektlosigkeit“, wie er sich wörtlich ausdrückt, an den Tag zu legen. Gestatten Sie mir an

dieser Stelle einen gegenwartsbezogenen Seufzer: Ach, würden sich die Kollegen in den Funkhäusern doch häufiger an die Aufforderung jenes Mannes halten, nach dem die Straße benannt ist, die zu den Gebäuden des heutigen NDR-Fernsehens führt.

In einer Anstalt, in der ein Dutzend Jahre lang der Kadavergehorsam das Klima prägte, wird nach 1945 Zivilcourage verlangt. – Dies ist übrigens einer von zahlreichen Belegen dafür, wie ernst die Alliierten, vor allem aber die Briten, die Demokratisierung der deutschen Gesellschaft nahmen und wie großzügig sie sich damals im Medienbereich trotz der von diesem Land zu verantwortenden Weltkatastrophe verhielten. Jedenfalls haben Greenes Mitarbeiter, als sie in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre ausschwärmen, um soziale Missstände aufzuspüren und anzuprangern, vor Ämtern und Amtsträgern keinen unangemessenen Respekt. Einer der besonders forschen und erfindungsreichen jungen Reporter heißt Jürgen Roland. Er wird sich später auch als Autor und Regisseur von Kriminalfilmen einen Namen machen.

Im Funkhaus am Rothenbaum hat sich ein Bürger darüber beschwert, dass sich vor einer Hamburger Behörde lange Schlangen gebildet hätten und die friedenden Menschen nicht abgefertigt würden. Roland will der Sache nachgehen, doch gelingt es ihm nicht, zum Amtsvorsteher vorzudringen. Also fordert er kurzerhand die Feuerwehr an und bittet darum, die Leiter auszufahren. Dabei beruft er sich ausdrücklich auf seinen britischen Vorgesetzten, den Generaldirektor Greene.

Der Reporter gelangt über die Leiter zum zweiten Stock, wo sich das Büro des verantwortlichen Beamten befindet. Er klopft ans Fenster, stellt sich vor und fragt mit laufendem Tonband, warum die Bittsteller so arrogant behandelt würden. Der lautstarke Dialog läuft im „Echo des Tages“, dem Parade-Magazin jenes Senders, der seit September 1945 Nordwestdeutscher Rundfunk heißt und, da er bis an den Rhein und die Ruhr ausstrahlt, potentiell zwanzig Millionen Zuhörer erreicht.

Die Männer und Frauen, die am Hamburger Rothenbaum Rundfunk-Geschichte schreiben, ergreifen also Partei – aber nicht, und das ist der entscheidende Unterschied zu späteren Zeiten, im *Auftrag* einer Partei. Es ist eine Haltung, die offenbar ganz der Atmosphäre

innerhalb der Redaktion entspricht. „Es wäre geradezu obszön gewesen“, berichtet der ehemalige Reporter Max Helmut Rehbein, „den anderen nach seinem politischen Hintergrund zu fragen. Die Qualifikation des Betreffenden war interessant, nicht seine politische Heimat.“

So denkt man in Hamburg im Funkhaus, aber nicht im Rathaus. Und so lässt die erste heftige Auseinandersetzung zwischen diesen für den demokratischen Aufbau so wichtigen Institutionen nicht lange auf sich warten. Sie vermittelt eine Vorahnung von den politischen Pressionen, denen das öffentlich-rechtliche Programm während seiner gesamten Existenz ausgesetzt ist und die sich später fatal auf seine Inhalte auswirken werden.

Als die Stadt wieder einmal unter einer extremen Kälte leidet, findet der Sender heraus, dass es vor ihren Toren ein riesiges Torflager gibt und berichtet über diese wertvolle, der Bevölkerung vorenthaltene Reserve an Brennmaterial. Darauf gibt der Hamburger Senat bekannt, dass es sich um feuchten Torf handle, der sich zum Heizen nicht eigne. Ein NWDR-Reporter begibt sich vor Ort, verbringt eine Nacht bei einem Aufseher und stellt fest, dass der Mann seine Hütte vorzüglich mit dem angeblich unbrauchbaren Torf wärmt. „Sein Bericht“, erinnert sich Generaldirektor Greene in einem Resümee seiner Zeit am Rothenbaum, „führte dazu, dass Hamburger Politiker wutentbrannt in mein Büro kamen und Entschuldigungen, die Entlassung aller Beteiligten usw. verlangten. Natürlich hatten sie keinerlei Erfolg.“

Die deutschen Politiker hätten sich also ihrer Kritiker am liebsten entledigt. „Wir stießen in jenem Winter“, erklärt Greene weiter, „wegen der Freiheit unserer Berichterstattung auf viele Schwierigkeiten: nicht bei der britischen Militärregierung – die im allgemeinen verstand, worauf wir abzielten, und uns in bemerkenswerter Weise unterstützte – sondern auf Schwierigkeiten mit den Hamburger Stadtvätern und deren im Entstehen begriffenen Parteien“.

Je mehr die Parteien sich in der Nachkriegsgesellschaft verankern, desto stärker wehren sie sich gegen die journalistische Kritik aus den Funkhäusern und desto intensiver werden ihre Versuche, dort selbst Fuß zu fassen. Als die Leitung des Nordwestdeutschen Rundfunks Ende 1948 in deutsche Hände übergeht, sind von 16 Mitgliedern des neu installierten

Verwaltungsrates neun an eine Partei gebunden. Das ist die Mehrheit. Der Vorsitzende dieses Organs gehört der CDU an. Damit gleicht er die SPD-Mitgliedschaft des neuen deutschen Generaldirektors aus. Es ist also eingetreten, was die britischen Kontrolleure vermeiden wollten: Das Eindringen des Parteien-Proporz in das öffentlich-rechtliche Rundfunk-System.

Da dem Journalisten die Pflicht zur Differenzierung obliegt, stelle ich an dieser Stelle mal die Frage, ob die Parteien, denen später das Grundgesetz sogar eine zentrale gesellschaftliche Rolle zuweisen wird, nicht das Recht auf eine angemessene Präsenz und Repräsentanz im öffentlich-rechtlichen System haben? Die Antwort kann nur lauten: Natürlich haben sie das. Als Garantie dafür genügt aber, wie ich meine, ihre bloße Existenz. Schließlich wird eine Partei, wenn sie einen substantiellen Beitrag leistet, automatisch zum Gegenstand einer der Information und der Aufklärung verpflichteten Berichterstattung.

Aus der Sicht des Politologen Kurt Sontheimer ist der Zugriff der Parteien und des Staates auf das öffentlich-rechtliche System sogar ein Verstoß gegen das vom Grundgesetz verbürgte Recht auf Meinungsfreiheit. „Der politisch bedeutsame Schwerpunkt dieses Grundrechts“, so Sontheimer, „liegt gerade in der Chance, sich gegen den Staat, seine Organe und seine Anordnungen in Freiheit kritisch äußern zu können“.

Da dies der radikale Demokrat Hugh Carleton Greene genauso sieht, beschwört er 1948 bei seiner Abschiedsrede seine deutschen Nachfolger noch einmal eindringlich, den Machtgelüsten der Politiker so gut es geht zu trotzen. Als er vom Podium zurückkehrt auf seinen Platz, flüstert ihm, wie er später preisgibt, der Hamburger SPD-Bürgermeister Max Brauer zu: „Es wird Ihnen nicht gelingen, Mr. Greene, es wird Ihnen nicht gelingen.“

Die Politik macht Druck. Ihre Repräsentanten im Sender geben ihn weiter. Die Hierarchen schwanken. Die Bürokratie nimmt zu. Das ist auch in anderen deutschen Sendern nach dem Abzug der alliierten Kontrolleure das Szenario. Nun kommt es auf die Standhaftigkeit derer an, die das Programm gestalten: der Redakteure, der Regisseure, der Autoren. Und was den Pionier-Sender NWDR betrifft, so bürgt vor allem im kulturellen Bereich ein exquisites Ensemble für Charakter und Qualität: Heinrich

Böll, Hans-Magnus Enzensberger, Günter Eich, Friedrich Dürrenmatt, Alfred Andersch oder Siegfried Lenz, der sich übrigens auch für Sportreportagen nicht zu schade ist. Man kann also sagen: der Grundstein für die Verwässerung des öffentlich-rechtlichen Programms ist schon wenige Jahre nach seiner Gründung gelegt. Aber noch halten Mitarbeiter, die auch Persönlichkeiten sind, dem Druck einigermaßen stand.

„Aus. Aus. Aus. Das Spiel ist aus.“ – Als der Fußballreporter Herbert Zimmermann, ein Star aus dem Funkhaus am Hamburger Rothenbaum, am 4. Juli 1954 gegen 18.45 Uhr diese Botschaft in sein Mikrofon brüllt, wird ein nationaler Traum Gewissheit. Deutschland hat im Berner Wankdorf-Stadion durch ein 3:2 über den Favoriten Ungarn die Weltmeisterschaft errungen – und der Rundfunk eine seiner Sternstunden erlebt: schätzungsweise vierzig bis fünfzig Millionen Zuhörer an den Geräten; ein Land, das neun Jahre zuvor nach einem selbstverschuldeten Krieg kapitulierte, im kollektiven Siegesrausch.

Aber: dem Radio ist spätestens seit diesem Sommertag eine ernsthafte Konkurrenz erwachsen – das Fernsehen. Hunderttausende drängen sich, in rauchigen Kneipen zumeist, auch vor der Mattscheibe, lassen sich über ein Fest des Fußballs ins Bild setzen, dessen Atmosphäre der Hörfunk nur akustisch vermitteln kann. Der 4. Juli 1954, meinen renommierte Historiker, sei wegen seiner Identifikation stiftenden Wirkung das eigentliche Gründungsdatum der Bundesrepublik. Er ist auch, so darf man hinzu fügen, der eigentliche Geburtstag des Fernsehens.

Spielte dieses Medium nach der Ausstrahlung seiner ersten Sendung am 25. Dezember 1952 eine untergeordnete Rolle, so steigert sich die Zahl der Gerätebesitzer 1954 etwa um das Achtfache: von 11 658 auf 84 278. Im Sog des Schweizer Fußball-Gipfels setzen Markenunternehmen wie Telefunken oder Saba ihre gesamten Lagerbestände ab.

Das Fernsehen ist also auf einen Schlag attraktiver geworden – auch für die Politik, der die suggestive Kraft der Bilder natürlich nicht entgeht. Doch so sehr dieser mit einem äußerst populären Ereignis erzielte Durchbruch neue Begehrlichkeiten weckt – es gelten für das Fernsehen die selben Maßstäbe wie für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk, mit dem es seit Ende 1954 unter dem Dach der Arbeitsgemeinschaft deut-

scher Rundfunkanstalten (ARD) vereint ist: Information und Aufklärung haben Priorität.

Eine Dokumentations-Kultur entsteht. In den Kultursendungen werden fernsehgerechte Adaptionen von Theaterstücken durch ein völlig neues Genre ergänzt: die große TV-Erzählung. Das Heimkehrer-Schicksal „Soweit die Füße tragen“ ist ein Beispiel dafür. Aber auch eher auf den Massengeschmack zugeschnittene Serien wie „Die Schölermanns“ halten dem Qualitätsgebot stand, weil sie durch handwerkliche Perfektion überzeugen und Konflikte keineswegs aussparen.

Natürlich wird auch reichlich Unterhaltung präsentiert, zu der das öffentlich-rechtliche Fernsehen durchaus verpflichtet ist. Aber die Akzente setzt doch die Realität und nicht deren Verschleierung durch Glamour und Kitsch. Als das Fernsehen 1957 Bert Brechts und Kurt Weills sozialkritische, im Halbwelt-Milieu angesiedelte „Dreigroschenoper“ zeigt, sitzen 81 Prozent der potentiellen Zuschauer vor dem Fernseher.

Der Westdeutsche Rundfunk und der Süddeutsche Rundfunk bündeln ihre Kräfte für die 14teilige Serie „Das dritte Reich“, die erste umfassende Aufarbeitung der Nazi-Zeit im Fernsehen. Sechs bis acht Millionen Zuschauer schalten pro Sendung ein. Tanzkurse, Kochsendungen und Berichte zum Thema Mode befriedigen den nach langen Jahren der Entbehrung wachsenden Bedarf an Entspannung und Konsum. Peter Frankfeld, Robert Lemke oder Hans-Joachim Kulenkampff heißen die Matadoren der Unterhaltung.

Wie aufmerksam die Politik mittlerweile selbst diesen Bereich beobachtet, bekommt der charmant-harmlose Quizmaster Hans-Joachim Kulenkampff zu spüren, der seine Kandidaten in einer Show nach der dritten Strophe des Deutschlandliedes befragt. Niemand kennt sie auswendig. Das Publikum im Saal amüsiert sich darüber. Ein CDU-Funktionär fordert daraufhin den Rücktritt des Moderators wegen – ich zitiere – „Verunglimpfung der Hymne“. Was den zunehmenden Druck auf die politischen Redaktionen betrifft, so halten sich die beiden großen Volksparteien CDU und SPD die Waage. Man kann sogar sagen: sie bilden eine große Koalition der Kontrolle.

Als Bundeskanzler Konrad Adenauer bei der Wahl 1957 für seine Partei, die CDU, die absolute Mehrheit holt, leitet

er aus diesem Erfolg eine weitreichende Handlungsfreiheit in der Medienpolitik ab. Sein Ziel ist es, das aus seiner Sicht zu linkslastige öffentlich-rechtliche Monopol zu zerschlagen. Es wird eine Gründungsgesellschaft für ein Privatfernsehen installiert – doch der Plan scheitert am Bundesverfassungsgericht. Den Steuerzahler hat das Projekt bereits 35 Millionen Mark gekostet.

Nur ein halbes Jahr nach dem Richterspruch unterschreiben die Ministerpräsidenten der Länder auf Adenauers Betreiben einen Vertrag zur Gründung einer zweiten öffentlich-rechtlichen Anstalt, das Zweites Deutsche Fernsehen (ZDF). Mit diesem publizistischen Meilenstein wird auch ein arbeitsteiliger inhaltlicher Proporz etabliert. Der Mainzer Sender gilt als „eher rechts“, die ARD als „eher links“. Darin könnte ja sogar ein gewisser Reiz liegen, wenn es um den Wettbewerb unterschiedliche intellektueller Positionen und Visionen ginge. Aber es geht um parteipolitischen Einfluss – und der steht in diametralem Gegensatz zu journalistischen Kriterien.

Mit der Gründung des ZDF wird ein zweiter entscheidender öffentlich-rechtlicher Grundsatz weiter ausgehöhlt: die Abstinenz von wirtschaftlichen Interessen. In beiden Systemen darf nun, wenn auch begrenzt, Werbung betrieben werden, und weil er auf die Herausforderung nur unzulänglich vorbereitet ist, vergibt der Sender in großem Stil Aufträge an freie Produzenten. Zumindest partiell übereignet er damit die Hoheit über das Programm dem Kommerz, dem der Gewinn automatisch näher liegt als der Inhalt. „Liebe Leute“, wird unter Insidern ein Produzent zitiert, „der Film ist finanziert. Was jetzt noch stört, sind die Dreharbeiten.“

Im Vorabendprogramm werden nun Serien platziert, die den Werbekunden ein keimfreies Umfeld bieten, sich also zumeist unterhalb des Niveaus bewegen, zu dem das gebührenpflichtige Programm qua Gesetz und eigenem Postulat verpflichtet ist. Der Vormarsch des kommerziellen Impulses fördert auch Phänomene wie Schleichwerbung und Korruption, die das Medium später in Verruf bringen werden.

Ich bin ausführlich auf die Gründerjahre des öffentlich-rechtlichen Systems eingegangen, weil bereits in dieser Phase einige wichtige Marksteine für eine Entwicklung gesetzt wurden, über die wir uns heute beklagen. Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass der Se-

rien-Trash damals noch durch hochwertige Fernsehspiele ausbalanciert wird und die ARD der zunehmenden Unterhaltungsorientierung die Gründung der auf Bildung und Niveau fixierten Dritten Programme entgegengesetzt. Ab 1972 erlebe ich die Mechanismen im gebührenfinanzierten System aus nächster Nähe mit. Vom Nachrichtenmagazin *DER SPIEGEL* kommend, arbeite ich beim NDR-Fernsehen als Autor in der Hauptabteilung Zeitgeschehen. Mein erster Eindruck: die Leute dort nehmen sich enorm wichtig, weil die Magie der Mattscheibe offenbar direkte Auswirkungen auf das Selbstbewusstsein der Macher hat. Die fatale Konsequenz: Die Fähigkeit zur selbstkritischen Reflexion, ohne die es auch im Journalismus keinen Fortschritt gibt, wird eingeschränkt.

Bedeutender aber ist meine zweite Erkenntnis: Der Parteien-Proporz, nach dem Spitzenpositionen wie die des Intendanten, Programmdirektors oder Chefredakteurs besetzt werden, prägt die personelle Konstellation bis zur mittleren und oft sogar unteren Redaktions-ebene. Die Kritikerin Christiane Greff hat dieses Dilemma mal in dem Satz zusammengefasst: „Apparate beherrscht man mit Hilfe von Apparatschiks.“ Einem Apparatschik aber gehen gleich vier der wichtigsten Voraussetzungen für den Journalismus ab: Neugier, Passion, Phantasie, Flexibilität.

Als Folge des politischen Bebens, das die 68er-Bewegung auslöst, gerät der Journalismus in den öffentlich-rechtlichen Anstalten am Anfang der siebziger Jahre zunehmend zwischen die ideologischen Fronten. Konflikte entarten in Grabenkämpfe, Kontroversen in Glaubenskriege. Wer Liberalität einklagt, gilt den Rechten als Linker und den Linken als Rechter, als „scheißliberal“. Und während die Exponenten der verschiedenen Flügel sich gegenseitig zermürben, stößt die Politik mit einer Vehemenz in das Vakuum, die ihre bisherigen Attacken gegen Funk und Fernsehen noch überbietet. Und während ich in meiner ersten Korrespondenten-Phase in Asien mit meinem Team durch Krisengebiete wie Kaschmir oder Sri Lanka streife, auf den Philippinen einen Putsch miterlebe und in Indien die furchtbaren Konsequenzen des Attentats auf Indira Gandhi, bereitet sich die Bundesrepublik auf ein revolutionäres medienpolitisches Ereignis vor: die von Kanzler Helmut Kohl forcierte Einführung des Privatfernsehens.

Wonach dessen Besitzer, die Großverlage, streben, ist klar – nach Profit. Ihnen dies vorzuwerfen, wäre genauso töricht, wie einem Jäger vorzuhalten, dass er bei der Ausübung seines Jobs Wild erlegt oder einem Mittelstürmer anzukreiden, dass er Tore schießt. Der Markt kennt keine Moral – es sei denn, die Moral ist eine Marktlücke. Der Markt ist ein Mechanismus, der Bedarf und Bedürfnisse entdeckt, weckt – und bedient. Mit seiner Geschmeidigkeit und seiner Flexibilität hat er sich gegen alle Versuche durchgesetzt, die Menschheit durch Plan und Gleichheit ins soziale Paradies zu führen.

Die Frage aber ist, ob nicht gerade Medien wie Rundfunk und Fernsehen zu wichtige Gemeingüter sind, als dass man sie den entfesselten Kräften des Marktes überlassen kann. Die Gewerkschaften, Teile der SPD, die beiden Kirchen und – man höre und staune – die Markt-Partei FDP sagen damals: nein. Die CDU und die Unternehmer meinen: ja. Und so geht denn 1984 das Privatfernsehen auf Sender. Wer dies politisch so wollte, darf sich nicht wundern, dass in den Programmen vor allem der Massengeschmack bedient wird – mit Hausfrauenstrip, Dschungelcamp, unsäglichen Gerichtsschows und natürlich auch manchem Qualitätsbeitrag, weil danach ja auch ein Bedarf besteht.

Man kann also, wenn es um das Thema Moral geht, die privaten Sender vernachlässigen. Denn wo nichts ist, da kann man auch nichts reklamieren. Entscheidend ist nun, wie die öffentlich-rechtlichen Sender auf die neue Herausforderung reagieren. Auf jeden Fall hat die Politik sie in eine Lage manövriert, die, wenn nicht Standfestigkeit, Sachverstand und Weitblick walten, schnell zur Falle werden kann. Das Statut gibt klare Werte vor: Seriosität, Aufklärung, im Grunde auch Moral.

Aber kann man damit gegen die populistische Konkurrenz bestehen? Werden die Politiker, wenn sich immer mehr Zuschauer abwenden sollten, solchen Anstalten nicht irgendwann die Existenzberechtigung absprechen? Doch verkauft man, andererseits, nicht seine öffentlich-rechtliche Seele, wenn man den „Privaten“ hinterher hechelt? Macht man sich mit einer solchen Programmpolitik nicht vollends überflüssig? Und ist die Qualität nicht auch ein Pfund, mit dem man auf dem Markt wuchern kann?

„Auf diese Frage“, sagt damals der Publizist Heinz Friedrich, „gibt es seit

Menschengedenken nur *eine* Antwort: Man muss sich entscheiden. Und zwar nicht zwischen der reinen Lehre und der mehr oder minder lässlichen Sünde, sondern (und nur darauf kommt es an) für eine bestimmte Tendenz – nämlich entweder für die Tendenz der kulturproduktiven Qualität oder für die Macht oder gar Übermacht der Einschaltquoten, die leider oft nicht mehr liefern als Beiträge zur Statistik des schlechten Geschmacks“.

Die öffentlich-rechtlichen Anstalten entscheiden sich für eine Tendenz – für die Quote. Ich sage nicht, dass sie sich total diesem Maßstab unterwerfen, aber eben tendenziell. Sie tun dies, so mein Eindruck, aus einer Paranoia, zu der eigentlich nur wenig Anlass besteht. In einem Kommentar zur Position des höchsten deutschen Gerichtes in dieser überlebenswichtigen Frage heißt es: „Nun betonen aber die einschlägigen Urteile des Bundesverfassungsgerichtes, dass die öffentlich-rechtlichen Sender unter anderem das Recht zur Gebührenfinanzierung zugesprochen bekommen, um eben *nicht* auf Markterfolg angewiesen zu sein, sondern um hochwertige Güter anbieten zu können, die unter Marktbedingungen *nicht* zustande kämen.“ Der frühere Bundesinnenminister Gerhart Baum, ein kritischer Liberaler, meint zu diesem Thema: „Wenn sie“ – also die öffentlich-rechtlichen Anstalten – das „Unverwechselbare nicht mehr fördern, verspielen sie ihr Recht auf Gebühr“.

Als der Wettlauf zwischen den Systemen beginnt, wechsele ich gerade für acht Jahre von meinem südostasiatischen Standort Singapur nach China, das sich der Welt öffnet und auch westliche Fernsehkorrespondenten zulässt. Auf den schwindelnden Höhen Tibets, in den Häuserschluchten Hongkongs oder am Strand des Gelben Meeres, vor allem aber im Rausch eines beispiellosen ökonomischen Booms verflüchtigt sich die medienpolitische Entwicklung in der Bundesrepublik für mich zur Marginalie.

Außerdem beliebere ich als Korrespondent vor allem die Sendungen, die der Quotendruck halbwegs verschont: Weltspiegel, Tagesthemen, Tagesschau. Und als zu Weihnachten 1986 im Hauptabendprogramm eine dreiteilige Serie über den Yangtze von mir läuft, denke ich, zumal meine Filme mit politischer Analyse gespickt sind: Es ist alles im Lot zuhause bei meiner Anstalt.

Erst als ich 1995 nach insgesamt 15

Jahren Abwesenheit in meine Hamburger Zentrale zurückkehre, wird mir klar, wie sehr sich das Programm verändert hat – und zwar in Richtung Boulevardisierung. Ich erkenne meinen Sender, der allen Querelen und allem politischen Druck zum Trotz, mal ein Hort des intellektuellen Diskurses war, nicht wieder.

Bewogen die politische Redaktion, als ich sie Anfang der achtziger Jahre verließ, noch Probleme wie der Konflikt zwischen Ökonomie und Ökologie oder der Ersten und der Dritten Welt, so elektrisieren sie nun die Affären der Lady Diana oder ganz normale Einbrüche des Winters, die, während in unterentwickelten Ländern verheerende Taifune toben, zum „Schnee-Chaos“ aufgeblasen und in „Brennpunkten“ abgehandelt werden.

Zwar hat der Parteien-Proporz nicht mehr einen solchen Einfluss wie früher. Doch dies liegt nicht an so hehren Beweggründen wie Einsicht und Widerstand, sondern an der Entpolitisierung des Programms. Wo nicht mehr kritisch nachgefragt wird, muss auch kein Druck mehr ausgeübt werden.

Ich verdanke diesem Medium – trotz allem – beruflich wie privat die glücklichsten Jahre meines Lebens. Vor diesem privilegierten Hintergrund stellt sich natürlich die Frage nach der Loyalität gegenüber einem Arbeitgeber, der mich in diese komfortable Lage versetzte. Ich habe darüber lange nachgedacht und auch mit Freunden und ehemaligen Kollegen diskutiert. Am Ende dieses manchmal quälerischen Prozesses stand folgende Erkenntnis: Solange sich eine dem Gemeinwohl verpflichtete Institution wie der öffentlich-rechtliche Rundfunk loyal gegenüber seinem Aufklärungsauftrag verhält, solange sollte sich auch ein ehemaliger Mitarbeiter in der Öffentlichkeit mit kritischen Bemerkungen zurückhalten.

Verändert diese Institution aber auf gravierende Weise ihren Charakter, dann darf – nein: dann muss – auch der ehemalige Mitarbeiter in die Rolle des Kritikers schlüpfen und seine Analysen der Öffentlichkeit zur Verfügung stellen. Er verhält sich weiter loyal – nun aber gegenüber dem Publikum. Deswegen möchte ich die rasant fortschreitende Erosion der öffentlich-rechtlichen Inhalte an zwei Eckpfeilern des Programms aufzeigen: der Information und der Unterhaltung. Ich tue dies keineswegs als Gegner dieses Systems und auch nicht aus einer dogmatischen und puristi-



schen Position.

Bevor ich detaillierter auf das Thema „Information“ eingehe, möchte aus dem Staatsvertrag des Norddeutschen Rundfunks zitieren: „Ziel aller Informationssendungen ist es, sachlich und umfassend zu unterrichten und damit zur selbständigen Urteilsbildung der Bürger und Bürgerinnen beizutragen.“

„Prinz Charles zupft sich oft am Ärmel“ – „Die Engländer ziehen sich regemäßig an“ – So informiert, sachlich und umfassend, die NDR-Mitarbeiterin Bettina von Hase die Zuschauer der ARD über die Hochzeit des britischen Prinzen Charles mit seiner langjährigen Geliebten Camilla Parker Bowles.

Die Journalistin stellt, damit sich die Bürger und Bürgerinnen ein selbständiges Urteil bilden können, auch kritische Fragen: „Soll man knicksen oder nicht?“ Eine Kollegin aus der Hamburger NDR-Zentrale kümmert sich, ganz im Sinne der staatsvertraglich geforderten Aufklärung, um die Anatomie der Braut: „Wird von ihren Beinen geredet? Sind Sie schön?“ Und auch der König unter den Hofberichterstatlern, der ehemalige Auslandskorrespondent und NDR-Programmdirektor Rolf Seelmann-Eggeberth, darf an dieser Stelle nicht fehlen. Als der Rolls Royce mit dem Paar durchs Bild gleitet, enthüllt er: „Sie sitzt rechts. Sie hat einen Hut auf.“ Schließlich: „Es öffnet sich die Tür.“ Schon ein Jahr zuvor, als in Madrid ein Prinz seine bürgerliche Partnerin zum Traualtar führte, versorgte Seelmann-Eggeberth sein Publikum mit präzisen Beschreibungen:

„In der Kirche muß es warm sein. Die Fächer werden in Bewegung gesetzt.“ Oder: „Limousinen...was uns dies zusa-gen hat, weiß ich nicht...zumal sie leer sind.“

Greife ich hier willkürlich Beispiele heraus, um gezielt ein Programm zu diskreditieren? Ich glaube, dieser Verdacht ist unbegründet. Die Berichterstattung über Königshäuser, also die Projizierung des „Goldenen Blattes“ auf die Mattscheibe, gehört zu den Säulen der öffentlich-rechtlichen Information. Die Tatsache, dass sowohl die ARD als auch das ZDF vor wenigen Wochen mit mehrstündigen Sondersendungen die Hochzeit eines der britischen Prinzen zelebrierten, ist der neueste Beleg dafür.

Ich möchte an dieser Stelle noch einmal betonen: ich bin kein Purist, der das Interesse des Publikums an diesen royalen Events verkennt. Natürlich kommen auch gebührenfinanzierte Sender nicht daran vorbei, darüber zu berichten. Meine Kritik richtet sich gegen das Volumen solcher Übertragungen, vor allem gegen den devoten Ton der Reporter.

Ich selbst bin in meiner Funktion als Leiter der NDR-Auslandsredaktion in den Sog solcher Sendungen geraten: das erste Mal nach dem Unfalltod der britischen Prinzessin Diana. Als es um die Live-Kommentierung am Tag der Beerdigung ging, setzte ich durch, den Psycho-Analytiker Horst-Eberhard Richter ins Studio in Hamburg-Lokstedt zu holen, um ihn nach der hysterischen Komponente dieses Trauer-Events zu fragen. Was ich für einen Beitrag zur

Aufklärung und damit für meine öffentlich-rechtliche Pflicht hielt, kam bei der Programmdirektion in München überhaupt nicht gut an.

Beim zweiten Mal stand die Übergabe der britischen Kronkolonie Hongkong an die Volksrepublik China, also ein hochpolitisches Ereignis, auf dem Programm. Ich war der Live-Reporter vor Ort, Rolf Seelmann-Eggebert mein Co-Kommentator in Hamburg. Als die royalen Ehrengäste, Prinz Charles voran, sich per Rolltreppe in die Katakomben des Festsaaes begaben, rutschte mir der Satz raus: „Nun geht es offenbar auch mit dem britischen Adel bergab.“ Es sei dahin gestellt, ob das nun ein gelungenes Bild war oder nicht. Fest steht, dass etliche Zeit verstrich, bis der Kollege in Hamburg seine Sprache wieder gefunden hatte.

---

„Hat alles der Scheich bezahlt“, berichtete mir, in aller Unschuld, der Kameramann, der noch Jahre danach von der luxuriösen Unterbringung schwärmte.

---

Es ist keine Heuchelei, wenn ich Ihnen sage, dass es mir nicht leicht fällt, öffentlich Kritik an einem früheren Kollegen zu üben, der das ARD-Programm, bevor er zum Klatschreporter mutierte, mit veritablen Berichten aus Afrika und Großbritannien bereicherte. Meine Skrupel reduzierten sich allerdings, als ich gewahr wurde, wie eine Dokumentation von ihm über Dubai zustande kam. „Hat alles der Scheich bezahlt“, berichtete mir, in aller Unschuld, der Kameramann, der noch Jahre danach von der luxuriösen Unterbringung schwärmte. Dubai – das ist ein Golfstaat, in dem hunderttausende bettelarmer Gastarbeiter ausgebeutet werden und in dem Hausmädchen bei vielen ihrer Herren als Freiwild gelten. Das ist das Thema. Aber einen solchen Film finanziert ein Scheich natürlich nicht.

Als ich übrigens kürzlich im Melbourne australischen Freunden von der Adelsmanie im deutschen Fernsehen berichtete, konnten die das kaum fassen – und immerhin ist die Königin Elisabeth

das Staatsoberhaupt ihres Landes. Und es war in Australien, wo ich mal im Fernsehen eine Dokumentation sah, in der das britische Königshaus der Steuerhinterziehung und des Rassismus bezichtigt wurde. Undenkbar im Fernsehen der Republik Deutschland.

Tagesschau. Tagesthemen. Weltspiegel... Es wäre eine Unterlassungssünde, würde man an dieser Stelle nicht auf die aktuelle Berichterstattung hinweisen, jene Programmfarbe, bei der das gebührenfinanzierte Fernsehen seiner privaten Konkurrenz noch immer überlegen ist.

Aber... Ja, selbst an dieser Stelle folgt ein „Aber“: Auch die etablierten Informationssendungen ertappt man nämlich immer häufiger auf dem Boulevard, also auf dem journalistischen Strich, wenn man so will. Gewinnt ein deutscher Rennfahrer den Grand prix, dann ist das mit einiger Sicherheit auch in der Tagesschau die Auftaktmeldung – und zwar selbst dann, wenn am selben Tag in der Politik etwas Bedeutendes geschah. Natürlich müssen die Tagesschau und die ZDF-Sendung „Heute“ das sportliche Großereignis melden. Aber genügt da nicht der Sportblock am Ende?

Ein Medienforscher der Universität Jena hat die deutschen TV-News über einen Zeitraum von zehn Jahren systematisch beobachtet. Eine der zentralen Erkenntnisse: die elektronisch verbreiteten Neuigkeiten werden peu a peu unpolitischer. „Die Inhalte“, so die Analyse, „... werden personalisierter präsentiert. Wir bekommen mehr Prominenz zu sehen, im privaten, aber auch im öffentlich-rechtlichen Fernsehen gibt es mehr human touch. Das Menschliche macht Nachrichten-Karriere“. Eine an der Universität Hamburg erarbeitete Untersuchung kommt zu einem ähnlichen Schluss. Zwar gebe es „graduelle Unterschiede“ zwischen den Systemen, doch das übergreifende Prinzip sei – ich zitiere – „die infotainisierte Aufbereitung von Nachrichten“.

In welche Richtung sich die Programm-Prioritäten bewegen, wird auf bestürzende Weise deutlich, als im Nahen Osten Untergrundkämpfer einen israelischen Soldaten entführen und in Bayern zum gleichen Zeitpunkt ein Jäger den „Problembären“ Bruno erschießt. Frage: Zu welchem Ereignis präsentiert die ARD eine Sondersendung? Zu der Entführung, die in einen Krieg mündet? Oder zu der Exekution des renitenten Pelztieres, die sich gegen das politische Drama wie eine Grotteske ausnimmt?

Dreimal dürfen Sie raten.

Auch als in Kopenhagen ein Prinz getauft wird und zeitgleich in einem Atomkraftwerk bei Hamburg ein Brand ausbricht, gewinnt das blaublütige Baby das Rennen um einen Programmschwerpunkt im NDR-Fernsehen. Auch passt es ins Bild, dass die als Speerspitze der Boulevardisierung agierende Münchner ARD-Programmdirektion in diesem Frühjahr die kompletten Tagesthemen der bestenfalls mittelmäßigen live-Übertragung der Echo-Verleihung opfern wollte und am Ende auf einen mitternächtlichen Termin verschob.

Und noch ein paar Zahlen aus der Hochphase der Boulevardisierung, die zu denken geben: 1994 sendeten die öffentlich-rechtlichen Anstalten 18 Stunden Karneval, davon 11 Stunden zur prime time. Fünf Jahre später waren es bereits 55 Stunden mit einem prime-time-Anteil von 33 Stunden. Das entspricht einer Steigerung von 205 Prozent. 1994 wurden – ein anderes Beispiel – 14 Informationssendungen durch „Sport“ ersetzt. Fünf Jahre später waren es bereits 25 Stunden. Neuere Zahlen liegen mir im Moment nicht vor. Aber ich bin mir sicher: der Narretei und dem Fußball sind keine Grenzen gesetzt.

Man sieht: die Oberfläche verdrängt mehr und mehr den Tiefgang, die Affirmation die Analyse, das Entertainment die Ernsthaftigkeit, das Reagieren das Antizipieren, Sendungen wie der ARD-Weltspiegel, das ZDF-Auslandsjournal oder die Dokumentationen sind davon keineswegs ausgenommen. Zu den Ursachen dieser inhaltlichen Erosion gehören auch technische Innovationen, die das Medium zwar schneller machen, aber gleichzeitig an seiner inhaltlichen Substanz zehren. Schließlich ist ein rasender Reporter selten ein guter Rechercheur oder Analytiker.

Die gravierendste Veränderung hat es nach meiner Einschätzung allerdings bei den Dritten Programmen der ARD-Landesfunkhäuser gegeben. Einst als Bildungsinstitutionen gegründet, verkamen sie, seit bei ihnen die regionale Berichterstattung angesiedelt ist, zu Idyllfabriken. Vor dem Hintergrund globaler Zwänge und der Angst vor der zunehmenden Anonymisierung der Kommunikation wächst bei den Bürgern die Sehnsucht nach regionaler und lokaler Identität – nach Heimat.

Dieses Phänomen mit Werten wie Toleranz und Aufklärung zu kombinieren, die Provinz also aus der Provinzialität zu

heben, wäre eine klassische Aufgabe des öffentlich-rechtlichen Fernsehens. Das Gelingen käme einer Pioniertat gleich. Doch statt Modernität zu vermitteln und komplexe Vorgänge transparent zu machen, klappert in solchen Sendungen wieder die Mühle am rauschenden Bach, besingt Heino die schwarzbraune Haselnuss, bereiten ständig irgendwelche Köche Gerichte aus Omas Küche zu.

Nach so genannten „Herzpunkten“ bewerten die Redakteure beim SWR Mainz, so war zu lesen, ihr Regionalprogramm. Und wenn im Hamburger Hafen mal wieder einer dieser Luxusliner festmacht, dann berichtet der Norddeutsche Rundfunk stundenlang live. Natürlich fehlt in solchen Jubel-Berichten der Hinweis darauf, dass diese Schiffe zu den schlimmsten Verschmutzern der Weltmeere gehören. Mir fällt keine andere publizistische Institution ein, die ihren Charakter innerhalb weniger Jahre so radikal geändert hat wie das Dritte Fernsehprogramm.

Das Affirmative und Sentimentale hat also Vorrang vor der kritischen Distanz, die zu den Merkmalen des Qualitätsjournalismus gehört. Die Welt wird immer komplexer – und immer simpler dargestellt. Die Degradierung der Provinz in eine Zone der Heilen Welt – diesen Effekt können ARTE, Phoenix und 3sat, wo ja tatsächlich vorzügliche Filme und Dokumentationen laufen, auf Dauer nicht wett machen; übrigens auch deswegen nicht, weil sie ja inhaltlich und finanziell von ihren öffentlich-rechtlichen Partnern abhängen.

Auch meine Betrachtungen zum Thema Unterhaltung möchte ich mit einem Zitat einleiten. Es stammt von Adolf Grimme, einer der ersten Führungsfiguren im nachkriegsdeutschen Rundfunksystem. „Es gibt“, so Grimme, nach dem der wichtigste deutsche Fernsehpreis benannt wurde, „auch kultivierte Unterhaltung, und leicht braucht hier nicht seicht zu heißen. Es wird dieser Wille zum Niveau nicht stets den Majoritätsgeschmack auf seiner Seite haben. Der Rundfunk darf deshalb nicht der verführerischen Jagd nach Popularität verfallen. Wer gewillt ist, das Beste im Menschen anzusprechen, muss nun einmal zugleich den Mut zur Unpopularität haben.“ Im Grunde entspricht diese Erkenntnis der von mir am Anfang zitierten Schillerschen Qualitäts-Analyse.

Auch in ihren heutigen Postulaten verpflichten sich die öffentlich-rechtlichen Anstalten zu einem Höchstmaß an

Qualität – die Unterhaltungssendungen eingeschlossen. Ein Blick auf die Realität entlarvt diese Bekundungen als Heuchelei. Nehmen wir zum Beispiel die Abende der Volksmusik, einen der Stützpfeiler des öffentlich-rechtlichen Entertainments. Das Epizentrum dieses heimattümelnden Genres ist der Mitteldeutsche Rundfunk, der sich auf diesem Gebiet offenbar am kleinen Karo der DDR-Unterhaltung orientiert.

Die Rhythmik und der Text reduzieren sich auf das, wie es der Volksmusikforscher Eckart Frahm von der Universität Tübingen nennt, „Recycling der immer gleichen Inhalte“. Wer sich dauerhaft einer solchen Berieselung aussetzt, büßt irgendwann die Fähigkeit ein, filigraneren Arrangements zu lauschen. Die „Regression des Hörens“ nannte der Philosoph und Musiktheoretiker Theodor W. Adorno diesen Effekt, den man sicherlich auch auf die visuelle Wahrnehmung übertragen kann und der, wie ich meine, damit einen erheblichen Beitrag zur Verrohung und Vulgarisierung der Gesellschaft leistet.

Als der damalige NDR-Programmdirektor und heutige ARD-Programmchef Volker Herres in einem Zeitungsinterview auf diese Passage in meinem Buch „Mattscheibe“ reagierte, tat er meine Einwände mit den Worten ab: „Wo man singt, da lass dich fröhlich nieder.“ Damit verharmlost er eine Branche, die Texte wie den folgenden hervorbringt:

*„Ein Lied in unserer Sprache,  
wo wir zuhause sind,  
das ist doch viel, viel schöner  
als wenn man Englisch singt –  
Ein Text, der uns zu Herzen geht,  
gefällt mit Garantie.“*

*I bleib bei Volksmusik,  
weil mi des net geniert.  
Und wer was anderes glaubt,  
der ist net informiert.“*

In der Wochenzeitung *DIE ZEIT* urteilte der Kritiker Georg Seeßlen über diesen Stützpfeiler der öffentlich-rechtlichen Unterhaltung: „Das Fernsehen hat es geschafft, was vorher nicht zu erreichen war: die perfekte Verbindung von Reichsparteitag, Sommerfrische, Stammtisch und Wohnzimmer.“

Das sitzt. Und es ist wahr – leider. Schlimmer noch: die Reduzierung der Welt auf das Idyll, das ja der gleichen Quelle entspringt wie die Gewalt, prägt auch die meisten der Vorabendserien

und viele, auf jeden Fall zu viele Fernsehspiele im Hauptabendprogramm. DEGETO heißt die mit solchen Formaten betraute Tochter der ARD. Sie sei, sagt der Schweizer Gesellschaftskritiker und Medienmanager Charles Lewinski, „der größte Kitschproduzent Europas“.

Er sieht, was die Konsequenzen für das Konsumverhalten der Kundschaft betrifft, Parallelen zu einer industriellen Strategie. „Es gibt diese Forschungen über Kindernahrung“, so Lewinski. „Babynahrung ist in den letzten Jahren immer süßer geworden. Das hat zur Folge, dass Kinder, die mit solcher Nahrung aufgewachsen sind, ihr ganzes Leben lang einen höheren Anspruch an künstliche Süßstoffe haben.“

Im *Hamburger Abendblatt* entdeckte ich vor einiger Zeit einen Bericht über eine Feier, die das Erste Programm anlässlich einer Jubiläumssendung der Ärzte-Serie „In aller Freundschaft“ veranstaltete. Was ich da las, wollte ich zunächst nicht glauben: die Räumlichkeiten für dieses Event waren wie Krankenzimmer ausgestattet, und gereicht wurden blutrote Getränke in Reagenzglaschen, wie sie auch in Hospitälern benutzt werden. Reagiere ich übersensibel, wenn ich dabei ein großes Unbehagen empfinde? Bin ich zu alt für solche Gags? Oder kann man es nachvollziehen, wenn ich dies für äußerst geschmacklos halte?

Aber auch zu diesem Beispiel gibt es noch Steigerungen. Im Auftrag der ARD, so weiß ich aus einer zuverlässigen Quelle, hat das Unternehmen DEGETO für die Schiene am Freitagabend ein Fernsehspiel produziert, an dessen Ende die Protagonistin stirbt – was schon ungewöhnlich genug ist angesichts dieses Primetime-Termins. Da die Hauptdarstellerin ihr Handwerk versteht, scheidet sie mit einem Hauch von Schmerz dahin.

Als das der Produzent bei der Abnahme im Schneiderraum sieht, reagiert er ungehalten. Eine solche Szene, schimpft er, könne man dem Publikum so kurz vor dem Wochenende nicht zumuten. Die Konsequenz: Die Darstellerin, die längst anderen Verpflichtungen nachgeht, wird an den Set zurück beordert und das Finale neu gestaltet. Nun zaubert die Protagonistin bei ihrem Exitus ein Lächeln auf ihr Gesicht. Und eine Windmaschine lässt Rosen durch das geöffnete Sterbezimmer rieseln.

Ein freier Mitarbeiter des NDR-Fernsehens erzählte mir kürzlich folgende Geschichte: Im Dritten Programm sei

ein Porträt des Toilettenmannes von Hagenbecks Tierpark in Hamburg gelaufen. Zum Beweis dafür, wie sauber seine Toilette sei, habe er sich über das Becken gebeugt und das Wasser aus der Spülung getrunken. Diese Szene, die ich schlicht und einfach als eklig empfinde, sei in der Redaktionskonferenz als ein absolutes Highlight gefeiert worden.

Und dieser Kollege hat mir auch berichtet, was man ihm als Maxime für die Produktion von Beiträgen mit auf den Weg gegeben habe: Machen Sie Ihre Filme so, dass Sie sich diese Produkte nie selbst ansehen würden! Mit anderen Worten: Das Publikum ist zu blöde, um differenzierten Gedankengängen folgen zu können. Ich muss sagen: In diesem Moment war ich froh, vorzeitig – also rechtzeitig – in Pension gegangen zu sein.

An dieser Stelle drängt sich die Frage auf, wie es jemandem ergeht, der seine Erfahrungen und Erkenntnisse anschließend öffentlich ausbreitet. Ich bringe es auf einen kurzen Nenner: viel Beifall von der Basis, Bannstrahl durch die Hierarchie. Er geht so weit, dass es ganz offenbar eine Anweisung von oben gibt, meine schriftstellerischen Produkte im Programm, sei es im Hörfunk oder im Fernsehen, unabhängig von ihrer Qualität zu boykottieren.

Dass ein solches Buch für Verärgerung sorgt, kann ich nachvollziehen, die Radikalität der Reaktion allerdings nicht. Konstruktive Kritik, so lautete stets meine Argumentation gegenüber den Kadern der Kommunistischen Partei in China, ist die höchste Form der Solidarität. Und vor einer weiteren inhaltlichen Erosion zu warnen, ist meines Erachtens konstruktiv. Und auf fast schon aufdringliche Art weise ich in meinem Buch immer wieder darauf hin, dass ich im Prinzip ein Anhänger des öffentlich-rechtlichen Systems bin.

Doch da es angesichts der Schwierigkeiten von vielen Mitarbeitern im Printbereich und bei den elektronischen Medien obszön wäre, über meine eigene, noch immer privilegierte Lage zu klagen, lassen Sie mich am Schluss meines Referats eine kühles Fazit ziehen: Die Politik nimmt Einfluss auf die Personalentscheidungen. Die Technik und die Technokratie triumphieren über die Kreativität und die Phantasie. Der Kommerz dringt in die Inhalte vor. Die Oberfläche verdrängt den Tiefgang. Erosion also, wohin man auch blickt. Was also tun?

Nichts. Sagen die Kulturpessimisten.

Aus ihrer Sicht ist das Fernsehen per se ein „Nullmedium“, wie der Schriftsteller Hans Magnus Enzensberger in einem Essay schrieb. Sollen sich die Leute doch, wie ein amerikanischer Gesellschaftskritiker prophezeite, zu Tode amüsieren. Ist doch immer noch besser, als griesgrämig zugrunde zu gehen.

Keine Frage: Solche Resignation hat ihren Reiz und ihre Plausibilität. Doch sie ist auch der bequemste Weg, sich aus der gesellschaftlichen Verantwortung zu stehlen. Wenden wir uns also den politisch denkenden Kräften zu, die die Hoffnung noch nicht aufgegeben haben oder, wie der Hamburger Medienwissenschaftler Knut Hickethier, sogar meinen, „dass sich“ – ich zitiere – „auch in den Medien eine neue Ernsthaftigkeit, eine Verantwortlichkeit und eine neue Moralität etablieren wird, wenn sich einst mit dem Ende des Neoliberalismus die Gesellschaft in ihren Bedingungen neu definieren muss.“

Sind die Fernsehanstalten in der Lage, sich von innen heraus zu reformieren? Nein, antwortet, klipp und klar, die TV-Kritikerin Ingrid Scheidthauer. „Die Innovationskraft der Sender“, sagt sie, „ist aufgebraucht“. Die Intendanten seien „in ihren Ämtern verbogen worden“ und „beratungsresistent“. Deswegen, so ihr Vorschlag für eine Sofort-Maßnahme, „sollte man ihre Amtszeit auf zwei Perioden begrenzen“. Als Grundlage für dringend notwendige Reformen müssten Gutachter aber erst einmal einen „umfassenden Medienbericht“ erarbeiten. Eine intensivere Medien-Aufklärung in den Schulen und Bürgeraktionen für die Verbesserung des Programm-Niveaus, wie sie sich bereits in Hamburg, Bremen und Hessen etabliert haben, seien ebenso zu begrüßen wie die Installation eines Gremiums von unabhängigen Persönlichkeiten, das nach dem Muster der britischen BBC über die Qualität der Sendungen wacht.

Konkrete Vorstellungen darüber, wie man eine Renaissance der Qualität einleiten kann, hat der ehemalige Intendant des Deutschland-Radios, Ernst Elitz. „Die öffentlich-rechtlichen Sender“, schrieb er, „sind in der Pflicht, in allen Genres klare Standards zu setzen, das heißt, auch für Serien und Unterhaltungssendungen gibt es positive Kennziffern für eigenproduziertes und eigenentwickeltes Programm, null Punkte für das Abkupfern von Stoffen und Formaten, mit denen schon andere auf Nummer sicher gegangen sind. Qualität ist die

Abkehr vom ewig Gleichen und auch die Pflicht zur Provokation.“

Ungewohnte Töne waren aus München zu vernehmen, wo sich der wertkonservative Intendant des Bayerischen Rundfunks, Thomas Gruber, noch während seiner Amtszeit offenbar öffentlich-rechtlicher Tugenden besann. In einem Interview mit der Süddeutschen Zeitung sagte er: „Vielleicht sollten wir auf den einen oder anderen inhaltlichen Erfolg verzichten. Es gibt Dinge, die wichtiger sind als Marktführerschaft. Ich kann gut damit leben, Nummer zwei zu sein. Wir können nicht sagen, wir haben die besten Inhalte – aber leider erst kurz vor Mitternacht.“

Geradezu elektrisiert hat mich das Interview mit Grubers Nachfolger Ulrich Wilhelm, das die Süddeutsche Zeitung am vergangenen Wochenende publizierte. „Quote“, so einer von Wilhelms Kernsätzen, „darf nie Selbstzweck sein, nie der eigentliche Gegenstand unseres Bemühens“. Nun weiß man nicht, inwieweit Postulat und Praxis auseinanderdriften. Es ist auf jeden Fall ein Postulat, das man in einem solchen Referat nicht unterschlagen darf und das sich alle Hierarchen der ARD und des ZDF über den Schreibtisch hängen sollten.

Reduziere ich den Zuschauer auf die Rolle des Konsumenten oder begreife ich ihn als Partner, von dem ich den Ramsch fernhalte und mit dem ich in einen kritischen Dialog trete? Das ist die Gretchenfrage, der sich die öffentlich-rechtlichen Macher und ihre Vorgesetzten nicht mehr entziehen können.

Ich habe mein Referat mit einem Wort von Friedrich Schiller eingeleitet. Um mich nicht dem Verdacht eines Zuschauerfeindlichen Bildungsgeklings auszusetzen, will ich mit einer Weisheit enden, die von einem Protagonisten des gehobenen Boulevards stammt. Alfred Biolek heißt er – und er hat gesagt: „Haltung ist, etwas nicht zu tun, obwohl es ankommt.“

Copyright © 2012 by Jürgen Bertram,  
Gustav-Falke-Straße 4,  
D-20144 Hamburg  
E-Mail: jhbertram@gmx.de